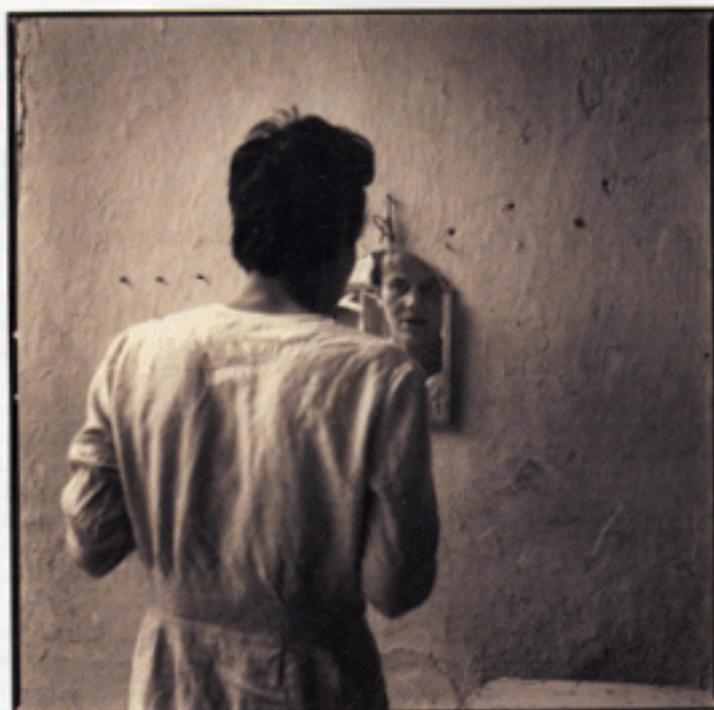


Alle Bilder auf dieser Seite aus der Serie „I see angels every day“, fotografiert im Psychiatrischen Krankenhaus San Lázaro in Ekuador. © Hiroshi Watanabe



Optische Fundstücke, „Findings“, nennt der japanische Fotograf Hiroshi Watanabe seine neue App. Es ist ein *Photo Book for iPad* und stellt so etwas wie die auf Reisen eingefangene Essenz seines persönlichen Blickes dar, gewissermaßen gerahmte Haikus. Erschienen war „Findings“ bereits 2007 in den USA bei Photolucida, einer Organisation, die eingesandte Fotografien einem Kuratorium von 200 Kuratoren, Sammlern und Galeristen vorlegt, die dann ein einziges Werk als *critical mass winner* zur Publikation annehmen. Watanabe, Jahrgang 1951, war im Alter von fünfzig ein Debütant in der Welt der Fotografie, er hatte in Japan Fotografie studiert, war dann aber nach Kalifornien gegangen und hatte dort eine Produktionsfirma für Werbefilme aufgebaut. Irgendwann brach aber doch der Fotograf durch und Watanabe musste sich als „amerikanischer“ japanischer Fotograf etablieren. Er begann mit kleinen selbstverlegten Büchern, die Ikonen seines kulturellen Erbes gewidmet waren: Noh-Masken, Kabuki-Spielern oder dem traditionellen Puppenspiel. Immer Mittelformat, schwarzweiß und von einer technischen Raffinesse, die zuweilen an Avedon denken lässt. Watanabe ist weit mehr als nur Portraitist, Personen wie auf den ersten Blick unscheinbaren Dingen begegnet er mit dem Blick des Fremden, der verstehen will. 2007 veröffentlichte Watanabe in Tokyo „I see Angels every Day“, die behutsame Annäherung an Patienten und Artefakte in einem ekuadorianischen psychiatrischen Krankenhaus. Kollege Eikoh Hosoe lobte: „Das ist nicht nur ein Buch, das man anschaut, sondern es ist auch ein Buch, das einen selbst anschaut. Ich gebe dem Fotografen meine ganze moralische Unterstützung.“ 2010 nahm Watanabe mit „Love Point“ das japanische Phänomen der Erotikpuppen aufs Korn, in seinen Fotografien ist nicht mehr zu unterscheiden, welche menschlichen Wesen wie Puppen oder welche Puppen schon wie Menschen aussehen. Watanabe hat sich still und langsam einen Namen gemacht. Jetzt zeigt ihn die Münchner Galerie Micheko erstmals in Deutschland.

Thomas Honickel: Wenn ich Ihr Werk betrachte, würde ich nicht unbedingt an einen japanischen Fotografen denken. Sehen Sie sich überhaupt in einer japanischen Tradition?

Hiroshi Watanabe: Nein, ich sehe mich auch nicht als „japanischen“ Fotografen, denn ich lebe ja in den Vereinigten Staaten und natürlich hat mich dieses Umfeld geprägt. Als ich an der Nihon Universität in Tokyo Fotografie studierte, waren es auch ausschließlich amerikanische Fotografen, die ich mochte: Robert Frank, Richard Avedon oder Diane Arbus. Und ich wollte selbst ein „amerikanischer“ Fotograf werden. Eigentlich hätte ich nach New York gehen sollen, aber ich wählte Los Angeles und musste schnell feststellen, dass Fotografie hier keine große Rolle spielte, sondern dass es eine Filmstadt war. Ich fand einen Job bei einer Produktionsfirma, die Werbefilme fürs Fernsehen herstellte

und entfernte mich damit lange Zeit von der Fotografie.

Hat die Werbung Ihren Blick vielleicht sogar geschult?

Nein, das ist etwas völlig anderes, es gibt keine Verbindungen zur Fotografie, weder kreativ noch künstlerisch. Es ist ein „business“. Als ich um die fünfzig war, war ich zunehmend frustriert davon, weil ich mich nicht verwirklichen konnte und die Produkte nie von Dauer waren. Die Kreativität kam zu kurz. Was ich lernte, war, zu reisen, Leute zu treffen, Genehmigungen zu besorgen und auf die Finanzen zu achten. Man wird ja nicht „fine art photographer“ von einem Moment zum anderen, mir hat geholfen, dass ich einen finanziellen Grundstock mitbrachte, um durchhalten zu können.

Viele Ihrer Fotos wirken inszeniert oder arrangiert...

Der Mensch und seine Sachen

Der japanische Fotograf Hiroshi Watanabe in München

Ich will schnörkellose Fotos, also keine komplizierten Perspektiven oder raffinierten Lichtspiele. Ich nähere mich Menschen so, wie ich jetzt mit Ihnen spreche.

Sind Ihre Fotos, wie jemand geschrieben hat, Bilder in Haikus?

Ja, Fotos haben viel mit Haikus gemein, sie sollten kurz und knapp sein. Man sollte sie sofort verstehen. Sie sind keine Romane, die man erst nach der gesamten Lektüre richtig verstehen kann.

Warum wählen Sie Schwarzweiß? Und warum fotografieren Sie nur im Mittelformat 6x6?

Das Großformat haben in Kalifornien schon Ansel Adams und Edward Weston benutzt. Ich habe auch damit begonnen, aber es braucht seine Zeit, bis das Stativ aufgebaut ist und alles eingerichtet, sodass das Motiv oft schon verschwunden ist. Das hat mich frus-